

JANA WINTER
Als wir glücklich waren



Jana Winter

Als wir glücklich waren

Roman

GOLDMANN

Originalausgabe

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Dataminings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe November 2023

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur GmbH

Umschlagmotiv: Arcangel/Joanna Czogala; FinePic®, München

Redaktion: Lisa Wolf

LK · Herstellung: ik

Satz: KCFG – Medienagentur, Neuss

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49485-9

www.goldmann-verlag.de

2018

Als Kind hatte ihr das Knacken im Gebälk Angst gemacht, das Geräusch aufflatternder Vögel, das Rauschen des Windes hoch oben im Schober. Dann hatte sie die Augen geschlossen und gedacht, der Sturm kehre zurück. Jetzt, über siebenzig Jahre später, erfasste Irma dieses Unbehagen immer noch, aber sie konnte es dorthin zurückdrängen, wo es hingehörte – in den verborgenen Winkel ihres Bewusstseins. Und dann gab es Momente wie diesen, in denen sie sich wünschte, sie könnte Wände zum Einsturz bringen, um jenen Mann darunter zu begraben, der sich mitten auf der Stallgasse aufgebaut hatte, die Hände in die Seiten gestemmt und sich umsah, die Augen kritisch verengt.

»Ganz schön heruntergekommen.«

Irma schwieg. Neben ihr stand ihr Stallmeister Hannes, ein Relikt aus alten Zeiten ebenso wie sie. Aus Zeiten, als es undenkbar gewesen wäre, dass so ein Wichtigtuer auf Gut Grotenstein stand, die Backen aufblies und sagte: »Das Einzige von Wert ist das Haus. Na ja, und natürlich die Pferde. Die jungen zumindest, die alten nimmt wohl nur noch der Abdecker.« Er lachte in Irmas versteinertes Gesicht.

Sie schloss die Augen, lauschte auf das Flattern der Vögel im Gebälk, spürte, dass der Sturm schon lauerte, bereit war, im nächsten Moment über sie hinwegzufegen. Rasch öffnete sie die Augen wieder.

»Sie leben hier mit Ihrer Schwester?«, fragte der Mann.

»Nein, seit gestern nicht mehr.«

»Ist sie ausgezogen?«

»Nein.«

Er verstand. »Herzliches Beileid.«

Irma nickte knapp.

Mit einem Räuspern in die hohle Hand wandte der Mann sich ab. »Die Bank braucht Sicherheiten, verstehen Sie?«

»Natürlich.«

»Also gut, ich denke, ich habe genug gesehen. Sie hören von uns, wenn das Gutachten erstellt wurde.«

Sein joviales Lächeln zersplitterte an ihrem Schweigen, und die betont lässige Haltung des Mannes bekam mit einem Mal etwas Gezwungenes.

»Noch einen schönen Tag.« Damit verließ er die Stallungen, und kurz darauf war zu hören, wie er sich schnellen Schrittes entfernte.

»Und nun?«, fragte Hannes.

»Wir werden sehen.«

Das Aufheulen eines Motors war zu hören, das Knirschen von Reifen auf kleinen Steinchen. Es war ein strahlender Sommertag, der sich jedoch nicht in das kühle Halbdunkel der Stallungen verirrt, das hatte er noch nie getan.

»Hast du Rudolf angerufen? Weiß er, dass Katharina tot ist?«

»Ja.«

Nach so langer Zeit hatte sie die Stimme ihres Bruders Rudolf wieder gehört, auch wenn er kaum etwas gesagt hatte. Offenbar war er nach all den Jahren immer noch nicht dazu in der Lage, ein vernünftiges Gespräch zu führen. Ein Bruder, der nicht reden konnte. Aber das passte wohl zu einer Schwester, die das Lachen, und einer, die das Lieben verlernt hatte.

»Bestimmt lässt die nette Dame dich einmal aufs Pferd.« Die Frau beugte sich zu ihrer Tochter im Kindergartenalter hinunter, die allerdings nicht so wirkte, als wäre sie besonders versessen darauf. Offenbar hatte das kleine Mädchen mehr Pferdeverstand als seine Mutter. Diese blickte hoch, wartete auf Lenyas Reaktion. »Na, oder auch nicht. Sie hat wohl kein Herz, mein kleiner Schatz.«

Lenya, die nette Dame ohne Herz, tat weiterhin so, als hätte sie nichts gehört, hielt das nervöse Tier am Haltestrick und wartete darauf, es in seine Box zurückführen zu können. Der »kleine Schatz« schenkte ihr ein schüchternes Lächeln, das Lenya erwiderte. Das Kind konnte ja nichts für die Mutter, und die hatte schon allein dadurch einen schlechten Stand bei Lenya, da sie eine gute Freundin ihrer Schwiegermutter war.

»Lernen die Kinder auf solchen Pferden reiten?«, sprach die Frau Lenya nun direkt an. Der Hengst warf den Kopf zurück, tänzelte auf der Stelle. »Dann könnten wir das ja mal ausprobieren.«

»Der ist noch nicht zugeritten.«

Der Mund der Frau wurde schmal und verkniffen. »Na ja, ich meine halt so ähnliche, nicht *dieses da*. Ich kenne mich schon ein bisschen aus.«

»Für die Kleinen gibt es Reitponys. Vorausgesetzt, sie sind schon bereit dafür. Wir fangen in der Regel erst mit sechs Jahren an.«

»Mir wurde gesagt, dass Mathilda durchaus Talent hat.«

Wahrscheinlich war sie beim Kirmes-Ponyreiten nicht aus dem Sattel gerutscht. »Das wird sich zeigen, wenn sie ein paar mal bei uns geritten ist«, wich Lenya aus.

»Du kannst ihn reinbringen!« Andreas, der jüngste Auszubildende auf dem Hof, winkte ihr zu. Die Box war bereit, und erleichtert führte Lenya das Tier in den Stall. Sie warf noch einen Blick zurück und sah, wie die Mutter der begabten Mathilda nun wild auf Andreas einredete, und obwohl er Lenya leidtat, überließ sie ihn seinem Schicksal. Das war eine gute Bewährungsprüfung für die Zukunft. Lenya sah auf die Uhr und stellte fest, dass sie bereits weit hinter ihrem Zeitplan für heute zurückhing. Alles Unvorhergesehene warf den gut durchgetakteten Plan über den Haufen, und sie musste sich neu organisieren. Dass der junge Hengst sich verletzt hatte, weil in seiner Box eine Mistgabel gelegen hatte, war so ein Fall.

»Was für eine verdammte Pfuscherei ist das?«, hatte der Stallmeister gebrüllt.

Danach hatten die Auszubildenden die gesamte Box ausmisten und akribisch jeden noch so kleinen Splitter des Holzstiels entfernen müssen. Der Tierarzt hatte kommen müssen, und inzwischen war es beinahe halb vier, was bedeutete, der Kindergarten würde in einer Stunde die Pforten schließen.

Ihre Kinder hatten zum Glück Ganztagesplätze, was nach Dafürhalten von Lenyas Schwiegermutter aber sehr klar für mütterliche Defizite sprach. Schon als die Große, Anouk, in den Kindergarten gekommen war, hatte Alexanders Mutter vor Lenya gestanden, den Mund leicht gespitzt. »Aber du arbeitest doch nicht.«

Damit schien alles gesagt. Lenya arbeitete nicht. Die Hausarbeit, das Kochen, die Reitstunden, die sie nebenher gab, die Buchhaltung für die Reitschule der Schwiegereltern, bei der sie immer wieder mit einsprang – all das war unbezahlt und demnach keine echte Arbeit. *Du arbeitest doch nicht*. Der Satz war bei jedem weiteren Kind gefallen, das in den Kindergarten ging, und

noch einmal, als die Älteste in die Schule gekommen und für den offenen Ganztag angemeldet worden war.

Ihr Handy brummte in der Hosentasche – zum vierten Mal innerhalb der letzten Stunde –, und mit einem entnervten Augenrollen zog Lenya es hervor. Ihr Vater. Schon wieder. Kurz überlegte sie, ihn erneut wegzudrücken, aber wenn er es so oft versuchte, war es wahrscheinlich wichtig.

»Ja, Papa?«

Er ließ einen kurzen Kommentar über ihre schlechte Erreichbarkeit ab. Dann kam er endlich auf den Punkt, und Lenya lauschte ihm zunehmend irritiert.

»Moment«, fiel sie ihm ins Wort, »nur damit ich das richtig verstehe. Du hast eine Schwester?«

Ja, wie gesagt, erklärte er ihr, als wäre es das Normalste der Welt. Als hätte er, den Lenya zeit ihres Lebens allein auf der Welt gewöhnt hatte, nicht gerade wie ein Magier eine Familie mitsamt Vergangenheit aus dem Hut gezaubert. Lenya lehnte sich an ihren Wagen, brauchte einen Moment, ehe sie weiterreden konnte.

»Dich hat also deine Schwester angerufen«, wiederholte sie, als wäre sie begriffsstutzig.

Das hatte sie getan, erzählte er, um ihm vom Tod der anderen Schwester zu erzählen. Lenya war – und das geschah ihr selten – schlichtweg sprachlos.

»Darf ich fragen, wie du dir das vorstellst?« Alexander stand mit dem Rücken an die Kochinsel gelehnt, die Arme vor der Brust verschränkt.

»Ich kann Anouk nun mal nicht mitnehmen, sie hat Schule.«

»Und wie lange willst du dort bleiben?«

»Nur ein paar Tage, die Beerdigung ist am Samstag.« Lenya

schnitt den Rand von den Broten für die beiden Kleinen. »Gibst du mir bitte die Tomaten?«

Alexander reichte sie ihr, und sie wusch sie und richtete sie auf den Tellern an. »Du kennst diese Frau doch nicht einmal«, sagte er.

Die Worte ihres Vaters spukten ihr durch den Kopf. Vier Worte, die alles veränderten. *Meine Schwester ist gestorben*. Lenya hatte eine Familie. Ich weiß gar nichts über dich, antwortete sie ihrem Vater nun im Stillen, während ihr das Herz in raschen Schlägen ging und ein leichtes Zittern in ihren Atemzügen lag. Deine Schwester züchtet Pferde auf einem Gutshof in Aschendorf?, fragte sie ihn nun stumm, legte all die Bitterkeit hinein, zu der sie während des Telefonats schlicht nicht imstande gewesen war. Auf die Idee, dies deiner reitbegeisterten, mutterlos aufgewachsenen Tochter mitzuteilen, bist du bisher nicht gekommen?

»Bis heute wusstest du nicht einmal, dass dein Vater überhaupt Geschwister hat«, sprach Alexander ihre Gedanken laut aus. »Und jetzt willst du so überstürzt aufbrechen, um irgendeine Frau zu beerdigen, von der du gestern nicht einmal wusstest, dass sie existiert? Was dein Vater von einer weiteren Schwester erfahren hat, von deren Existenz du ebenfalls nichts wusstest.«

»Genau deswegen muss ich hin.« Er verstand es einfach nicht, konnte nicht nachvollziehen, wie sehr das Gespräch mit ihrem Vater sie aus der Bahn geworfen hatte. Da war sie, die Gelegenheit, endlich einen Blick in die Vergangenheit zu werfen. Darauf konnte sie unmöglich verzichten. Zudem stand sie ihrem Vater – aller Schweigsamkeit zum Trotz – sehr nahe. Seit ihrem zehnten Lebensjahr hatte er sie alleine großgezogen, und wenn er sie nun bat, ihn zu einer Beerdigung zu begleiten, dann sagte sie ohne lange Diskussionen zu.

»Ich kann mir nicht einfach so freinehmen«, nahm er das Thema wieder auf.

»Du bringst Anouk morgens zur Schule und fährst zur Arbeit. Dann machst du einfach mal einige Tage lang pünktlich Schluss und holst sie ab. Schaffen etliche berufstätige Frauen im ganzen Land Tag für Tag.«

Lenya ließ ihn stehen und trug die Teller zum Esstisch der großen Wohnküche, goss Wasser aus einer Karaffe in drei Gläser und rief die Kinder zu Tisch. Normalerweise war es ihr wichtig, dass sie das Abendessen im Familienkreis einnahmen, und dass Lenya an diesem Tag keinen Wert darauf legte, musste Alexander mehr als deutlich zeigen, wie aufgewühlt sie war.

Auf dem großen Tisch im Esszimmerbereich, der durch einen offenen Türbogen vom Wohnzimmer getrennt war, lagen Unterlagen, offenbar hatte Alexander sich Arbeit mit nach Hause gebracht. Er arbeitete halbtags als Anwalt in einer Sozietät und verbrachte die andere Hälfte des Tages mit dem Dressurtraining. Eigentlich warteten noch zwei Körbe Wäsche auf das Zusammenlegen, aber Lenya hatte gerade wirklich anderes im Kopf. Sie klappte den Laptop auf, öffnete die Suchmaske und gab *Aschendorf* ein.

Stadtteil der emsländischen Stadt Papenburg und einer der ältesten Orte Niedersachsens. Lenya trommelte mit den Fingernägeln gedankenverloren auf das Holz, während sie den weiteren Text überflog. Sie öffnete die Suchmaske erneut und tippte *Gut Grotenstein*. Der Hof hatte keine eigene Website, und was man darüber lesen konnte, war sehr allgemein gehalten. Lenya klickte nacheinander einige Links an, ging auf die Bildersuche, die immerhin ein urig aussehendes Gutshaus in einer herbstlichen Landschaft zeigte. Dann gab sie den Namen ihrer Tante ein, Irma von Damerau. Ihre Tante – wie sich das anhörte. In Lenyas

Leben hatte es nie Tanten, Onkel oder sonstige Verwandtschaft gegeben, immer nur sie und ihren Vater. Die Suche nach seiner Schwester spuckte keinen Treffer aus.

Sie schloss den Browser und lehnte sich zurück, dachte an das Gespräch mit ihrem Vater. Von beiden Elternteilen war er ihr immer das größere Rätsel gewesen. Alter preußischer Adel, so viel wusste sie, aber auch das nur, weil ihre Mutter es ihr mal erzählt hatte. Alexander hatte das damals seinen Eltern gegenüber extra erwähnt, als er ihnen – alteingesessener Münsteraner Bauernadel – Lenya vorgestellt hatte. Ihre Mutter kam aus Krakau, war ein Einzelkind, hatte ihre Jugendjahre in einem Waisenhaus verbracht und war als Erwachsene nach Deutschland gekommen, wo sie als gelernte Krankenschwester tätig gewesen war.

Bis heute verstand Lenya nicht, was ihre Eltern zusammengebracht hatte, aber sie hatte ihre Mutter auch nicht lange genug gekannt, um das herauszufinden. Immerhin wusste sie, wer ihre Mutter war und woher sie kam. Das Leben ihres Vaters schien dagegen erst mit dem Studium in Münster begonnen zu haben, als hätte es die Zeit zwischen Ostpreußen und seiner Ankunft in dieser Stadt nicht gegeben. Und jetzt öffnete er ohne jede Vorwarnung die bisher so sorgsam verschlossene Tür zu seiner Vergangenheit.

Sie hörte das Schaben von Stuhlbeinen auf dem Küchenboden, bekam mit, wie Alexander die Kinder aufforderte, sich die Zähne zu putzen. Sollte er das nur an diesem Abend übernehmen. Lenya klappte den Laptop zu und stand auf, um sich eine Tasse Tee zu machen, während ihr das Gespräch mit ihrem Vater im Kopf herumsprakte. Was hatte er sich überhaupt dabei gedacht, ihr so etwas am Telefon zu sagen, obwohl ihm ihre schlechte Erreichbarkeit – über die er sich so aufgeregt hatte –

hätte zeigen müssen, dass sie beschäftigt war. *Hallo Lenya, wie geht es dir? Meine Schwester ist gestorben, begleitest du mich zur Beerdigung?* Als ob das alles nichts wäre, als ob Lenya ihn nicht jahrelang ständig darum gebeten hätte, etwas aus seinem Leben zu erzählen.

Oben regte sich Alexander gerade darüber auf, dass irgendwer das Wasser zu stark aufdrehte und nun alles nass war. Sie widerstand dem Impuls, hochzulaufen und zu helfen, sollte er sich ruhig auch mal um die Mädchen kümmern.

Als sie mit dem Tee ins Wohnzimmer zurückkehrte, kamen die Kinder gerade in ihren Schlafanzügen die Treppe hinunter und liefen ins Wohnzimmer, um ihre abendliche halbe Stunde Kinderprogramm einzufordern. Lenya stellte den Tee auf einen Beistelltisch und setzte sich aufs Sofa, wo sich Anouk, ihre Älteste, an sie kuschelte. »Wie lange bleibst du denn weg, Mami?«, fragte sie.

»Nicht lange, mein Schatz. Ich begleite Opa, damit er nicht allein fahren muss.« Sie legte den Arm um ihr schon siebenjähriges Mädchen und drückte es leicht an sich. »Außerdem holt Papa dich jetzt ja jeden Tag ab und geht mit dir in den Reitstall.«

Alexander, der gerade das Wohnzimmer betrat, warf ihr einen misstrauischen Blick zu.

»Ja!«, jubelte Anouk und drehte sich zu ihrem Vater um, dessen düstere Miene zu einem Lächeln schmolz.

Ihre Älteste kam nicht nur charakterlich, sondern auch äußerlich ganz und gar nach ihrem Vater mit dem dunkelblonden Haar und den blauen Augen. Bei der fünfjährigen Marie ließ sich das nicht so recht sagen, das dunkle, leicht gelockte Haar hatte sie von Lenya, aber die Züge glichen eher ihrem Vater, die mandelförmigen Augen hatte sie von ihrer Mutter. Die dreijährige Caro ließ noch nicht so richtig erkennen, wem sie ähnelte, sie

hatte braune Augen und dunkelbraunes Haar wie ihre ältere Schwester, allerdings nicht in sanften Wellen, sondern in wilder Lockenpracht wie Lenya. Wieder sah diese zu Alexander, der sie aber nicht zu bemerken schien, sondern an der Fensterfront stand und in Gedanken versunken in den abendlichen Garten sah.

Als die Kinder endlich im Bett waren, öffnete Lenya die Verandatür, um die laue Abendluft ins Wohnzimmer zu lassen. Alexander saß mittlerweile am Tisch im Esszimmer und ging noch einige Unterlagen durch. Die Wäsche war gefaltet, die Küche aufgeräumt, alles für den kommenden Tag vorbereitet. Packen würde sie am nächsten Morgen, wenn alle aus dem Haus waren. Mit einem Buch in der Hand ließ sich Lenya auf dem Sofa nieder, aber es fiel ihr schwer, sich darauf zu konzentrieren.

Wie oft hatte Lenya ihren Vater nach seiner Kindheit gefragt, nach all dem, was man als Kind eben wissen wollte. In der Grundschule hatten sie einmal die Hausaufgabe bekommen, die Eltern zu fragen, wie es früher in der Schule gewesen war. Ihr Vater hatte ihr einfach einen Artikel aus einem Sachbuch vorgelesen. *Schule gestern und heute*. Im Unterricht hatte Lenya es so formuliert, als hätte ihr Vater die Dinge selbst erlebt. Als sie älter war, hatte Lenya den Geburtsnamen ihres Vaters im Internet eingegeben und sogar etwas gefunden – *von Damerau – Grafengeschlecht aus Ostpreußen, Familiensitz in Heiligenbeil*. Da war es aber schon zu spät gewesen, um das Ganze in Schulhofpopularität umzumünzen. Darüber hinaus waren die Informationen nur spärlich, die Familie wohl nicht sehr bedeutsam, abgesehen von einem Ritter, der sich irgendwann im 14. Jahrhundert hervorgetan hatte, und einem General im Dreißigjährigen Krieg. Bilder vom Gut gab es keine, vermutlich stand es gar nicht mehr.

Lenya klappte den Roman zu und legte ihn weg. Sie sah Alexander an, der seine Lesebrille aufgesetzt hatte und konzen-

triert las. Sein Haar war nicht mehr ganz so ordentlich, seitdem er mehrmals mit den Fingern hindurchgefahren war, und einige Strähnen hingen ihm in die Stirn. Früher einmal hatte dieser Anblick in ihr den Impuls ausgelöst, ihm das Haar zurückzustreichen, mittlerweile jedoch waren Berührungen selten geworden.

Lenya versuchte, sich zu erinnern, wann sie zuletzt miteinander geschlafen hatten. Einige Monate war das bestimmt schon her. War es in diesem Jahr überhaupt schon dazu gekommen? Doch, Neujahr auf jeden Fall, daran erinnerte sie sich. Früher waren sie ständig miteinander ins Bett gegangen, selbst nach dem ersten Kind war ihnen zunächst noch das Kunststück gelungen, regelmäßig miteinander zu schlafen. Wann war es weniger geworden? Nach Caro? Nein, eigentlich schon davor. Weil sie nur noch so sporadisch miteinander schliefen, hatten sie die Verhütung ein wenig zu nachlässig gehandhabt, und so war die Kleinste entstanden. Sie konnte sich noch genau an das missbilligende Gesicht ihrer Schwiegermutter erinnern, als sie ihr die Neuigkeit mitgeteilt hatten. »Ach herrje, noch ein Kind? Das hört ja gar nicht mehr auf.«

Nachdenklich betrachtete sie Alexander. Ob er den Sex vermisste? Oder holte er ihn sich möglicherweise woanders? Dass er eine Geliebte haben könnte, kam ihr zum ersten Mal in den Sinn, gerade jetzt, wo sie ihn für einige Tage verlassen würde, dachte sie an so etwas. Aber so unwahrscheinlich wäre es nicht. Sie lebten zunehmend aneinander vorbei, ja, Lenya befürchtete fast, er sei damals die Ehe mit ihr nur in einem Anfall von Rebellion gegen seine Eltern eingegangen. Vielleicht ging ihm allmählich auf, dass das jetzige Leben nicht das war, was er sich von einer Partnerschaft erträumt hatte. Sie sah das ähnlich, aber wer fragte schon danach? Sie hatte mal einen Artikel gelesen, in dem stand, wenn man sich entfremdete, sollte man sich regel-

mäßig zu schlechtem Sex verabreden und ihn auf diese Art wiederentdecken. Mit Alexander war er allerdings – wenn er denn mal stattfand – immer noch ziemlich gut.

Lenya erhob sich, streckte sich und ging zu ihm an den Tisch. Sie hatte ein seltsames Gefühl, was die Reise betraf, vor allem weil sie nicht wusste, was sie erwartete. Eine möglicherweise verschrobene alte Tante und die Beerdigung einer Person, die sie nie kennengelernt hatte. Vielleicht tat ihr und Alexander der Abstand ja gut. Möglicherweise nahm er dann nicht alles, was sie tat, als so selbstverständlich hin, als kleine Gegenleistung dafür, dass er sie immerhin alle ernährte und ihnen einen doch recht ansehnlichen Wohlstand ermöglichte.

Er blickte auf, nahm die Brille ab und rieb sich die Augen. »Gehst du ins Bett?«, fragte er.

Seine Stimme klang inzwischen wieder normal. Vielleicht freute er sich ja auch auf den Abstand, dann konnte er seine Geliebte hier ungestört empfangen. Lenya schüttelte den Kopf, wollte diesen unwillkommenen Gedanken nicht zulassen, der sich so unvermittelt in ihr festsetzte.

»Nicht?«, deutete er ihr Kopfschütteln.

»Doch, aber ich wollte nicht allein gehen«, antwortete sie.

Er hob die Brauen.

»Abschiedssex?«

Jetzt erschien er sogar ein klein wenig belustigt. »Mir war nicht klar, dass du für immer gehst.«

Keine Geliebte, dachte Lenya, das war in diesem Moment nur zu offensichtlich. Gleichzeitig offenbarte es, wie es zwischen ihnen stand und dass ihm das ebenso bewusst war wie ihr. Sie war nur ein paar Tage fort. Trotzdem wären sie früher in den letzten Stunden vor ihrer Abreise kaum aus dem Bett gekommen. Und jetzt?

»Heute passt es gerade gut, morgen muss ich zum Elternabend«, war alles, was ihr dazu einfel, und jetzt lachte er.

* * *

Die Dämmerung war zu einem Bleigrau ausgebleichen, und die Dunkelheit floss vom Horizont, verdichtete sich langsam über den Feldern. Irma stand am Fenster ihres Zimmers und sah hinaus, dachte an das Gespräch mit Rudolf. Er hatte seine Spuren nicht besonders gut verwischt damals. Hatte er gewollt, dass sie ihn fand, oder war es ihm schlicht und ergreifend egal gewesen? Und hätte es etwas geändert, wenn sie ihn früher angerufen hätte? Aber warum hätte sie das tun sollen? *Er* war gegangen, nicht sie.

Seine Stimme. Wenn sie sich in den vergangenen Jahren an ihn zurückerinnerte, hatte sie immer das Bild des Mannes vor Augen gehabt, der damals gegangen war, jung und voller Erwartungen an das Leben. Der Mann am Telefon hatte sich alt und müde angehört. »Irma?« Dieser kurze Moment des Innehaltens. Hatte er sich etwa daran erinnern müssen, wer sie war? Er hatte ein Kind. Enkelkinder. Wer blickte schon auf sein altes Leben zurück, wenn er seit Jahrzehnten ein neues führte? Irma gönnte ihm dieses Leben nicht, hätte gerne eine Schrunde hineingeschlagen. Am liebsten hätte sie ihm erzählt, dass die große Schwester bis zu ihrem Tod im Schlaf geweint hatte, wenn der Sturm durch ihre Träume zog. Dass sie selbst auch ein Kind gewollt hatte, dies aber kein Leben war, in das eines gepasst hätte. Hätte ihn gern gefragt, ob er nachts immer noch das Licht brennen ließ.

Unvermittelt kam ihr das Lied in den Sinn, das sie ihm hin und wieder abends vorgesungen hatte. Das Einzige, was sie von daheim mitgenommen hatten, damals, in einem anderen Leben

in Heiligenbeil. »Lasst uns all nach Hause gehen«. Als Kind hatte Irma das Lied manchmal in ihrem Innern ablaufen lassen wie eine Spieluhr mit der Stimme der Mutter, hatte Trost daraus geschöpft. Sie wusste nicht mehr, wann sie aufgehört hatte, an das Lied zu denken. Nun war es auf einmal wieder da, entfaltete sich vor ihr. Worte wie alte Seide, die brüchig geworden war, weil niemand sie mehr trug.

*Lasst uns all nach Hause gehen, lasst uns all nach Hause gehen,
weil die Stern am Himmel stehen, weil die Stern am Himmel stehen.
Schlafen schon die lieben Vöglein ...*

1945

Frostig kalt quoll der Schneematsch in ihre Schuhe, von den Bäumen tropfte Schmelzwasser, und längst hatte sich das wollene Tuch, das Irma um Schultern und Kopf trug, vollgesogen mit Nässe. An ihre rechte Hand klammerten sich die kalten Finger ihres kleinen Bruders, der das Weinen bereits aufgegeben hatte und nur noch schniefte. Ihre linke Hand wurde fast zerdrückt vom Griff der großen Schwester, die ihr ein Halt sein sollte und die doch wirkte, als würde sie zu Boden fallen und nie mehr aufstehen, wenn Irma sie nicht festhielt.

Schlafen schon die lieben Vöglein, sind so müd die kleinen Äuglein. Zu beiden Seiten des Wegs lagen dunkle Felder, weißbetupft von Schneeresten, und in bleiernem Grau kroch die Dämmerung vom Horizont her über den Himmel. *Atmen Nebel unsre Felder, stille stehn die dunklen Wälder.* An diesem Tag, so ihre Schwester Katharina morgens, würden sie das Haus der Großmutter erreichen. Es sei ganz in der Nähe. Das sagte sie allerdings schon seit Tagen, und so langsam fragte Irma sich, ob Katharina überhaupt wusste, wo das Gut der Großmutter lag. Sie war sich sicher, wenn sie an diesem Abend nicht ankamen, würde sie zu Boden fallen und einfach liegen bleiben. *Ruhet aus von eurer Mühe, Gott bewahrt euch spät und frühe.* Seit Tagen hatten sie kaum etwas gegessen, hier und da ein wenig Brot, einmal sogar einen Kanten Schinken, das meiste gestohlen. Von nahezu jedem Hof jagte man sie fort.

»Verdammte Polackenbrut!« – »Zigeunerbande!« – »Warum kommt ihr ausgerechnet zu uns?« Anfangs hatte Katharina noch versucht zu erklären. Sie seien keine Polen, kein fahrendes Volk, sie kämen von Gut Damerau aus Heiligenbeil, ihre Eltern seien Grafen gewesen.

»Na, dann pack dich, Frau Gräfin.«

Irma hob den Arm, soweit es ging, ohne ihre Schwester loszulassen, und rieb die tropfende Nase an dem rauen Stoff. Daheim hatte man nie jemanden fortgeschickt. An Feiertagen hatten die Kinder der Pächter Geschenke bekommen, die Kinder der Angestellten hatten im Sommer gemeinsam mit den Kindern der Herrschaften an dem großen Tisch im Hof gegessen, wenn Schlachtfest war.

Anfangs hatte der stete Hunger in Irma Übelkeit ausgelöst, inzwischen hatte er sich in ihrem Bauch zusammengerollt und krallte sich mit Klauen darin fest, lag still und unbeweglich, ein steter Schmerz. Den Durst stillten sie mit Schnee vom Straßenrand, aber auch der wurde weniger. Irma spürte ihren Bruder Rudolf zittern, hörte, wie er beständig schniefte. Ihre Blicke suchten die Umgebung ab, blieben an Häusern hängen, von denen keines so aussah wie das Gut der Großmutter, das sie nur aus Erzählungen kannten.

Von Großmutter Henriette hatte Irma viel gehört, als sie noch zu Hause gewesen war. Streng sei sie, so ihre Mutter. Stets habe man sich benehmen müssen, habe nicht so wild sein dürfen, wie Irma es bisweilen war. »Da hätte es von Oma Henriette aber was gesetzt.« In ihrer Fantasie stellte Irma sich Oma Henriette vor wie jene Gestalt, von der ihr polnisches Kindermädchen so oft erzählt hatte. Baba Jaga, die Hexe, die Kaltherzige, im Bunde mit dem Teufel. Irma wusste natürlich, dass es keine Hexen gab, und doch konnte sie sich Oma Henriette nicht vorstellen, ohne an

jenes Bild zu denken, das ihr Anushka in einem Buch gezeigt hatte.

Inzwischen war es stockfinster, und Rudolf fiel immer wieder hin, konnte sich kaum noch auf den Beinen halten. Katharina sah sich um, ihre Schritte verlangsamten sich. So war es immer, wenn sie Ausschau nach einem Nachtlager hielt. Also würden sie auch heute nicht ankommen. Irma stand der Atem vor dem Mund, der Rotz klebte kalt über ihren Lippen, und erneut strich sie mit dem Ärmel darüber.

»Dorthin.« Katharinas Stimme war ein geisterhaftes Wispern in der Stille. Zielstrebig verließ sie den Weg und ging auf ein Haus zu, wuchtig, finster, in dessen oberstem Geschoss ein einzelnes Fenster erleuchtet war. Sie hatten den Hof gerade erreicht und wollten zu den Stallungen gehen in der Hoffnung, dort bis zum Morgengrauen unbemerkt unterzukommen, als ein Hund anschlug. Erst verhalten, dann immer aggressiver. Eine Kette wurde entrollt, und ein geradezu riesenhaftes Vieh schoss auf sie zu.

Irma schrie auf, taumelte zurück, stolperte über Rudolf und wäre beinahe gefallen. Der Hund warf sich in die Kette, bellte fast schon hysterisch.

»Was ist denn da los?«, rief jemand.

Die Tür ging auf, und Licht fiel in den Hof, gerade ausreichend, um die Kinder zu erkennen.

»Wir suchen ein Nachtlager.« Obwohl Katharina die Stimme hob, konnte sie das Bellen kaum übertönen.

»Verschwindet, oder ich hetze den Hund auf euch! Verdammte Bagage!«

Weder Irma noch Katharina wollten ausloten, wie ernst die Drohung gemeint war, und so drehten sie sich um und flohen vom Hof, Rudolf, der wieder zu weinen begonnen hatte, hinter

sich herziehend. In sicherer Entfernung blieben sie stehen, sahen zum Gehöft, das nun wieder finster dalag. Der Hund hatte aufgehört zu bellen.

»Es gibt bestimmt eine Scheune«, sagte Katharina.

»Und was ist mit dem Hund?«

»Die denken doch, wir sind über alle Berge.«

Sie gingen das weitläufige Grundstück entlang, vorbei an den Stallungen und dem Gesindehaus. Rudolfs Atem ging in leisen Schluchzern, und zweimal fiel er hin. Irma musste ihn hochheben, damit er wieder auf die Beine kam. Hinter dem Gehöft erstreckte sich Weideland, und Katharina steuerte den Weg zwischen Hof und Koppel an. Steinchen knirschten unter ihren Füßen im Matsch, und mehrmals hielten die Geschwister inne, lauschten auf Hundegebell. Stille.

»Dort«, wisperte Katharina.

In der Tat, eine Scheune, offenbar als nächtlicher Unterstand für die Tiere gedacht, die ganzjährig draußen standen. Die drei wankten auf das Gebäude zu, das zur Weide hin ein Tor hatte, das verschlossen war. Katharina öffnete eine seitliche Tür, die geräuschlos aufschwang, und die Geschwister traten zögernd ein. Irma atmete den vertrauten Geruch nach Vieh und Heu, und etwas ganz tief in ihr zog sich schmerzhaft zusammen, wurde klein und hart. *Lasst uns all nach Hause gehen, lasst uns all nach Hause gehen, weil die Stern am Himmel stehen.*

Die Scheune war dampfig, Rascheln war zu hören, Atmen, leises Schnauben. Sie kletterten die Leiter hoch auf den Boden, krochen auf allen vieren ins Heu, und Irma war eingeschlafen, noch ehe sie lag. In ihren Träumen hörte sie Katharina weinen, laute Wehsluchzer, bis jemand sie packte und schüttelte.

Es dauerte einen Moment, bis ihr aufging, dass das Weinen ebenso Wirklichkeit war wie das Schütteln. Eine fremde junge

Frau hatte sie an den Schultern gepackt und rüttelte sie. Irma fuhr auf, desorientiert. Fahles Licht fiel durch staubige Dachluken, schälte eine Fremdheit heraus, die wehtat, weil sie doch so sehr an daheim erinnerte. Neben ihr schluchzte Katharina immer noch, blinzelte, als würde sie erst jetzt richtig wach werden.

»Habt ihr ein Glück, dass ich heute als Erste hier bin. Seht zu, dass ihr wegkommt, aber schnell. Wenn euch die Herrin sieht, die hetzt euch den Tarras auf den Leib. Also los, verschwindet.«

»Wir haben Hunger«, sagte Irma.

»*Wir haben Hunger*«, öffte die junge Frau sie nach. »Hat keiner drum gebeten, dass hier alle einfallen wie die Heuschrecken. Gibt kaum genug zu essen für unsereins.«

Inzwischen war auch Rudolf wach und verzog den Mund, als wollte er jeden Moment wieder weinen. Die Geschwister stiegen die Leiter hinab und verließen die Scheune, fröstelten, als der kalte Wind in ihre feuchte Kleidung fuhr.

Den Morgen verbrachten sie damit, in den umliegenden Gehöften zu betteln, und jedes Mal wurden sie fortgeschickt. Einmal jedoch lief ihnen ein Knabe hinterher und hielt ihnen eine dicke Scheibe Brot mit Schinken hin. »Ich sag', der Hund hat's geklaut.«

Heute, so Katharina, heute würden sie ankommen, da war sie sich sicher. Der blasse Morgen ging über in den Mittag, und zum Nachmittag hin schoben sich verrußt aussehende Wolken über den Himmel, schluckten das Tageslicht noch vor seiner Zeit. Wieder ging Irma zwischen ihren Geschwistern – sie fühlte sich wie ein Stück Holz, das in einem Fluss trieb und an dem man sich nur festhielt, um nicht unterzugehen.

Als sie auf einen hohen Torbogen zusteuerten, wagte Irma nicht, zu fragen, ob sie hier endlich am Ziel waren. Denn wenn nicht, dann würde sie hier neben dem Tor auf dem Boden schla-

fen, im Schneematsch, das war ihr gleich. Keinen Schritt weiter wollten die Beine sie tragen, keinen Moment länger konnte ihr müder Arm Rudolf mit sich ziehen. Die erleuchteten Fenster warfen einen sanften Schimmer auf den Hof, versprachen Wärme und Behaglichkeit. Irma erschien es, als hätte sie nie mehr gefroren als in diesem Moment. Sie überquerten den Hof, taumelten auf die schwere hölzerne Haustür zu, hielten inne, hoben witternd die Gesichter. Pferde. Es roch wie daheim. Irma zitterte heftig, und als sie von den dunklen Stallungen her ein leises Wiehern hörte, spürte sie, wie Rudolf zusammenzuckte und Laute von sich gab, die klangen, als würde er beständig vergeblich nach Luft schnappen. »Ha«, machte er. »Ha, ha, ha.«

Katharina griff nach dem Klingelstrang, zog daran, und ein Gong ertönte tief im Innern des Hauses. Nichts geschah, und Katharina läutete erneut. Sie wollte es gerade ein drittes Mal tun, als die Tür geöffnet wurde. Irma schrak zurück, sah in das faltige Gesicht, auf die knotige Hand, die einen Besen umklammert hielt, ihn drohend hob. Baba Jaga.

»Packt euch! Zigeunerbande!« Baba Jaga stieß mit dem Besen nach ihnen, als wollte sie die Kinder von der Schwelle kehren.

»Großmutter?«, kam es atemlos von Katharina.

Die Frau hielt in der Bewegung inne, den Mund geöffnet, und Irma bemerkte, dass ihr mehrere Zähne fehlten.

»Was, um alles in der Welt, ist hier los?«, hörte Irma nun eine andere Stimme, dunkler, weicher als die von Baba Jaga. Die Alte drehte sich um, trat zurück, gab den Blick auf eine Frau frei, die groß und schlank war und aussah wie Mama, nur mit grauem Haar, das zu einem Knoten aufgesteckt war.

»Großmutter?«, wiederholte Katharina.

Die Frau schlug die Hand vor den Mund. »O Gott, dem Herrn sei es gedankt!«

2018

»Wie lange dauert das noch?« Friedrich Czerniak saß am Küchentisch, eine Tasse Kaffee vor sich, die Lenya ihm rasch aufgebrüht hatte, damit ihm das Warten nicht zu lang wurde.

»Wir sind sofort fertig.« Lenya hatte schon am Vortag gepackt, aber dann war sie doch nicht mit allem so schnell fertig geworden wie geplant. Außerdem musste sie Caros Lieblingsstofftier suchen. Die Kleine behauptete, es auf den Koffer gelegt zu haben, doch es war nirgends zu finden.

»Wann fahren wir denn endlich?«, maulte Marie, die nun ebenfalls in die Küche kam.

»Sofort, habe ich gesagt.«

Lenyas Vater setzte die Tasse ab und sah ihr zu, wie sie durch den Flur hastete. »Du musst lernen, dich besser zu organisieren.«

Genau dieser Kommentar hatte ihr zu ihrem morgendlichen Glück noch gefehlt. »Ich tue, was ich kann«, antwortete sie knapp. Dabei war sie gar nicht unglücklich darüber, dass sie so viel zu tun hatte, das hielt sie vom Grübeln ab, von den unzähligen Fragen, auf die sie seit ihrer Kindheit nie eine zufriedenstellende Antwort bekommen hatte und die sich nun mit aller Macht in den Vordergrund drängten. Aber dies war nicht der richtige Moment, sie zu stellen.

»Möglicherweise wäre es gut, wenn du wieder arbeiten würdest«, sagte ihr Vater.

Lenya zählte innerlich von zehn rückwärts. *Wieder* arbeiten. Meinte er so etwas wie ihre Studentenjobs früher?

»Mama arbeitet doch«, antwortete Marie mit ernster Stimme.

Danke, mein Schatz. Lenya strich ihrer Tochter im Vorbeigehen über den Kopf und räumte das Frühstücksgeschirr in die Spülmaschine.

»Ich meinte richtige Arbeit, Liebes«, entgegnete Friedrich Czerniak und lächelte seine Enkelin an.

Lenya warf die Klappe des Geschirrspülers zu, dass es klirrte. »Ich bin so weit, wir können los.« Sie lief in den Eingangsbereich, wo die Garderobe war. »Caro!«

Schritte waren auf den Treppenstufen zu hören, und ihre Kleinste erschien, das Haar ordentlich in einem geflochtenen Zopf gebündelt, die feinen Löckchen, die seitlich hervorstanden, mit einem schmalen Haarreif aus dem Gesicht gehalten. Sie hatte sich offensichtlich umgezogen, denn Lenya war sich sicher, dass sie das alte Trägerkleidchen, an dem das Kind mit hingebungsvoller Liebe hing, an diesem Morgen nicht ausgesucht hatte. Es stammte noch von Anouk und sollte längst aussortiert sein. Lenya setzte bereits zu einer Schimpftirade an, als Caro auf das Trägerkleid zeigte.

»Das hab' ich gefunden.« Sie sah ihre Mutter aus braunen Rehaugen treuherzig an.

Vermutlich lag oben in Caros Zimmer der halbe Inhalt des Kleiderschranks auf dem Boden verstreut. Lenya seufzte und reichte ihrer Tochter die Sandalen. Sie war nicht mehr in Stimmung, die Kleine auszuschimpfen. Sollte Alexander doch oben aufräumen.

»Das ist mein Haarreif«, beschwerte sich Marie, als sie mit ihrem Großvater ebenfalls im Flur erschien.

»Ich weiß, ich habe ihn ihr gegeben, du trägst ihn ja nie.«

Während Lenya noch einmal kurz in der Küche kontrollierte, ob alle Geräte ausgeschaltet waren, trug ihr Vater die Koffer und Taschen ins Auto und befestigte die Kindersitze auf der Rückbank. Sie nahmen sein Auto, obwohl Lenya angeboten hatte, selbst zu fahren. Aber er saß gerne am Steuer, und so hatte sie nachgegeben. Zur Abwechslung war es ja auch mal ganz nett, sich chauffieren zu lassen.

Als Lenya das Haus abspernte, war ihr Vater gerade dabei, die Kinder in den Sitzen anzuschnallen. Mochte er auch ein distanzierter Vater gewesen sein – was nicht bedeutete, dass er Lenya nicht von klein auf geliebt und verwöhnt hatte –, so war er ein sehr aufmerksamer Großvater, und es bereitete ihm stets Freude, Ausflüge mit den Kindern zu unternehmen.

Lenya stieg in seinen schwarzen BMW, ihr Vater ließ den Motor an, setzte rückwärts aus der Ausfahrt und fädelt sich in den Verkehr ein.

»Ich habe vergessen, für Alexander das Mittagessen aus dem Gefrierschrank zu holen.« Es fiel Lenya in dem Moment ein, als sie auf die Autobahn auffuhren.

»Na, das wird er ja wohl noch selbst hinkommen.« Friedrich hatte seine Tochter seit deren zehntem Lebensjahr allein erzogen und zeigte nur wenig Verständnis für Männer, die nicht einmal ein paar Tage allein zurechtkamen. Sein Vermögen war im Gegensatz zu dem von Alexanders Eltern nicht ererbt, sondern hart erarbeitet, was wohl der Grund war, dass er ihrer dünnhäutigen Arroganz, die sie wie einen Schutzschild vor sich hertrugen, immer mit vorsichtig getarntem Sarkasmus begegnete, den sie nicht zu bemerken schienen. Ihr Vater hatte studiert, war Hoch- und Tiefbauingenieur, der sich nach dem Studium zusammen mit einem Freund selbstständig gemacht hatte – ein Unternehmen, das schon bald florierte. Dafür dass Lenya ihr Geografie-

Studium für Alexander aufgegeben hatte, zeigte er absolut kein Verständnis.

»Du machst dich vollkommen abhängig von ihm«, hatte er seinerzeit geschimpft. Ob sie nicht wenigstens eine Ausbildung in seinem Betrieb machen wolle, dann hätte sie einen Abschluss in der Tasche. »Was, wenn der Kerl eines Tages beschließt, dass es mit euch doch nicht das Richtige war?«

Lenya hatte tatsächlich darüber nachgedacht. Aber dann war sie schwanger geworden und hatte die Sache erst einmal aufgeschoben. Den Gedanken, dass Alexander und sie sich irgendwann einmal trennen könnten, hatte sie weit von sich gewiesen. Alexander Fürstenberg, erfolgreicher Dressurreiter, dessen Poster in den Zimmern etlicher schwärmerischer Pferdemädchen hing, hatte sich für sie, Lenya Czerniak, entschieden. Sie war so glücklich gewesen, dass ihr jeder Gedanke an ein Scheitern dieses Glücks unvorstellbar erschien. In letzter Zeit jedoch kam ihr dieser Gedanke immer wieder – vorzugsweise dann, wenn alles so festgefahren schien, dass die Vorstellung, von vorne anzufangen, verlockend war.

Natürlich würde sie auch bei einem Scheitern der Ehe nicht auf der Straße landen. Das Haus ihres Vaters war groß genug, dass sie mit den Kindern dort einziehen könnte, und Alexander würde mit dem Unterhalt sicher nicht geizig sein. Aber wollte sie das? In den letzten Monaten war Lenya zunehmend schmerzlich bewusst geworden, dass es keinen Plan B gab, dass sie sich lediglich mit Aushilfsjobs über Wasser halten könnte. Sie konnte natürlich weiterhin Reitstunden geben, dabei verdiente sie zwar wenig, aber das war besser als nichts. Natürlich nicht in dem Stall, wo sie jetzt war, denn der gehörte anteilig Alexanders Eltern. Aber sie würde schon einen Reitstall finden, in dem man sie unterrichten ließ.

Den Blick aus dem Fenster gerichtet, versuchte sie, sich ihr weiteres Leben mit Alexander vorzustellen. Es lief nicht, in keiner Hinsicht. Der Haushalt wuchs ihr über den Kopf und unterforderte sie gleichermaßen, so skurril das auch klang. Sie liebte die Kinder, haderte aber zunehmend damit, für die Leute immer nur Anouks, Maries oder Caros Mama zu sein, als hätte sie keinen richtigen Namen. Letztens hatte eine Klassenkameradin ihrer Tochter sie im Vorbeigehen mit »Hallo, Anouks Mama« begrüßt. Die erwachsene Variante davon war »Alexander Fürstenbergs Ehefrau«. Die beiden einzigen Konstanten, in denen ihr Leben verankert war.

Die letzte halbe Stunde begleitete die fast im Fünfminutentakt gestellte Frage: »Sind wir bald da?«

Lenya bemerkte die zunehmende Angespanntheit ihres Vaters, die sich nicht nur in der steilen Falte zwischen seinen Brauen offenbarte, sondern auch darin, den Kindern schließlich gereizt über den Mund zu fahren. »Ich sage schon Bescheid, wenn wir da sind.«

Marie verstummte augenblicklich, Caros Unterlippe zitterte und schob sich leicht vor. Lenya lag der Vorwurf auf der Zunge, dass ihr Vater auch einen anderen Ton hätte anschlagen können, aber sie wollte keinen Streit vom Zaun brechen, und so begnügte sie sich damit, nach hinten zu greifen, Caros Hand zu drücken und Marie anzulächeln. »Opa ist müde, weil er so lange fahren musste.«

Neben ihr stieß ihr Vater den Atem in einem langen Seufzer aus. »Ja, eure Mama hat recht. Es tut mir leid.«

Auf Maries Lippen erschien ein zögerliches Lächeln.

»Sind wir denn bald da?«, fragte Caro.

Kurz darauf steuerte Friedrich auf einen hohen, moosbewach-